Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

I.

Am Morgen des 17. Mai standen zwei Frauen unschlüssig vor dem Trödlerladen der Wittwe Rabl in der Berggasse.

Obwohl es bereits halb neun Uhr und alle anderen Läden offen waren, rührte sich hier nichts. Die Tür blieb versperrt, die Holzladen vor dem kleinen Auslagekasten herabgelassen.

Es war den Frauen — zwei Arbeiterinnen, deren Männer kürzlich bei einem Gerüsteinsturz verunglückten und nun im Spital lagen — sehr peinlich, hier so lange vor aller Leute Augen stehen zu müssen.

Wußte doch jedermann, daß „Mutter Rabl" gelegentlich Geld an Leute lieh, die unverschuldet in Not gekommen. Allerdings nicht bedingungslos, wie der Jude Herzmann zwei Straßen weiter — denn sie vergewisserte sich vorher sehr genau, ob es auch „ordentliche, arbeitsame" Leute wären, denn „für Lumpen ristiere ich mein sauer Erworbenes nicht", wie sie zu sagen pflegte. Aber dann tat sie es dafür auch nicht gegen Wucherzinsen, sondern nahm prinzipiell nicht mehr als drei Prozent.

„Ich schäme mich halbtot", flüsterte die eine der Frauen nun der andern zu. „Daß wir nichts kaufen wollen, sieht uns jedermann an. Aber es war nicht nötig, daß die Leute hier herum, die uns kennen, just erfahren, in welcher Verlegenheit wir uns befinden. Wo sie nur bleibt, die Mutter Rabl?"

Ein Schuster, der eben aus seinem Laden nebenan trat, grüßte die beiden Frauen. Dann sagte er, aus ihren Mienen ihre Verlegenheit erratend: „Ich würde Ihnen raten, Frau Wörmann, nicht länger hier auf Mutter Rabl zu warten. Sie ist sonst stets die erste, die ihren Laden öffnet. Wahrscheinlich ist sie krank. Wollen Sie mit ihr sprechen, gehen Sie lieber zu ihr in die Wohnung."

„Wohnt sie denn nicht hier?"

„Nein! Am Laden ist keine Wohnung. Aber dort unten am Ende der Straße in dem kleinen Haus, das im Garten steht und dem Major v. Brankow gehört, bewohnt sie zwei Stuben in der Mansarde. Sie können gar nicht fehl gehen."

Die Frauen dankten und entfernten sich eilig.

Das bezeichnete Haus, ein altväterlicher Giebelbau, enthielt nur eine größere Wohnung im ersten Stockwerk, die der Hausherr bewohnte, deren Fenster aber gegenwärtig alle durch Rollbalken verschlossen waren.

Im Erdgeschoß wohnte links die Hausbesorgerin, Frau Moser, rechts gab es zwei Stuben ohne Küche, die bisher als Magazin vermietet waren, gegenwärtig aber von einem jungen Sprachgelehrten bewohnt wurden, der sie der ruhigen Lage wegen mietete.

Von den zwei kleinen Mansardenwohnungen stand die eine leer, die andere gehörte Mutter Rabl.

Frau Moser, eine behagliche rundliche Witwe von fünfzig Jahren, reinigte eben den Flur, als die beiden Frauen nach Mutter Rabl fragten.

„Mutter Rabl? Ja, ist sie denn nicht längst in ihrem Laden? Ich habe sie heute noch mit keinem Auge gesehen!"

„Nein, der Laden ist geschlossen"

„J, da müssen wir gleich mal nachsehen! Wird doch nicht krank sein, die gute Mutter Rabl?"

Alle drei stiegen die Treppe hinauf und klingelten wiederholt an Frau Rabls Tür. Aber es rührte sich nichts in der Wohnung.

Die Hausbesorgerin wurde unruhig.

„Was kann denn nur los sein mit ihr? Gestern abend war sie doch noch ganz munter und vergnügt, weil ihr Patenkind, der junge Herr Lehrer Eisler, sie besuchen sollte!"

Inzwischen kam der Briefträger hinzu. Er riet, einen Wachmann zu holen, und erbot sich sogar, dies zu besorgen.

Der Wachmann erschien, klingelte ebenfalls erfolglos und ließ endlich die Tür gewaltsam öffnen.

Als man eintrat, prallten die Frauen erschreckt aufschreiend zurück.

Knapp hinter der Eingangstür lag Mutter Rabl steif und starr in einer Blutlache! Nun war es freilich klar, warum alles Klingeln vergebens gewesen! Sie war ermordet worden.

Der Kopf der alten Frau war scheußlich zerschmettert. Das Mordwerkzeug, eine kleine Hacke, die nach Aussage der Hausbesorgerin Eigentum der Ermordeten war, lag daneben.

Eine halbe Stunde später war das stille, freundliche Gartenhaus von einer dichtgedrängten Menge aufgeregter Menschen belagert, durch die Polizisten nur mühsam einen Weg bahnten für die Gerichtskommission.

Frau Mosers „gute Stube" wurde von dem Untersuchungsrichter Dr. Wasmut beschlagnahmt, der darin, nachdem der Lokalaugenschein oben beendet war, Verhöre vornahm.

Aus dem ganzen ergaben sich nach und nach folgende Thatsachen:

Das Haus, in dem der Mord geschah, war zurzeit schwach besetzt. Da der Hausherr vor einigen Tagen mit Frau und Tochter zum Sommeraufenthalt nach Buchenberg in Obersteiermark gegangen war, wohnten unten nur Frau Moser und der junge Gelehrte, Dr. Richter, oben in der Mansarde Mutter Rabl.

Der Mörder hatte also leichtes Spiel gehabt, besonders da der einzige Mann im Haus — Richter — keine Gefahr für ihn bildete.

Der junge Gelehrte arbeitete, wie Frau Moser angab, an einem wissenschaftlichen Werk lebte nach der Uhr, verließ seine Wohnung nur morgens auf zwei Stunden, um einen Spaziergang zu machen, und kümmerte sich absolut um nichts in seiner Umgebung.

Jede Partei besaß einen eigenen Hausschlüssel. Um neun Uhr wurde das Tor von der Moser versperrt, nachdem sie stets vorher noch Umschau im Hause gehalten hatte.

Auch gestern war dies geschehen, ohne daß sie etwas Verdächtiges bemerkt oder nachher gehört hätte.

Als sie schlafen ging, war oben bei Frau Rabl deren Patenkind, der Lehrer Felix Eisler, zu Gast.

Er sollte, wie Mutter Rabl der Moser erzählt hatte, heute früh eine neue Stelle irgendwo in Obersteiermark antreten, und war aus diesem Anlaß von ihr zu einem Abschiedsessen für gestern abend geladen worden.

Wie lange er geblieben, wußte die Moser nicht. Sie schlief von zehn Uhr an in einem Zuge bis früh. Er wurde von der Hausbesorgerin als ein sehr netter junger Mann, solid, ordentlich und dankbar gegen seine Wohltäterin, Mutter Rabl, geschildert.

Dr. Richter befand sich momentan noch auf seinem Morgenspaziergang. In den beiden Stuben der Ermordeten herrschte furchtbare Unordnung. Alle Laden waren aufgezogen und durchgewühlt, die Kassen geöffnet, sogar das Bettzeug herausgezerrt.

Offenbar hatte es der Mörder nur auf Bargeld abgesehen, denn Schmuck und andere Wertsachen fanden sich in Menge vor.

Ob er Geld gefunden oder Mutter Rabl dieses in ihrem eisernen Geldschrank im Laden aufbewahrt habe — wie die Hausbesorgerin vermutete, — mußte erst durch Untersuchung des Geldschrankes festgestellt werden.

In der Küche fanden sich mehrere blutgetränkte Taschentüchter, mit T. E. gezeichnet, die nach Frau Mosers Angabe dem jungen Eisler gehörten. Sie und eine Waschschüssel, in der man offenbar etwas Blutgetränktes zu reinigen versucht hatte, ließen zuerst einen bestimmten Verdacht gegen das Patenkind der Ermordeten aufkommen.

Er wurde verstärkt durch den Umstand, daß die Hausbesorgerin am Morgen die Hausflur vollkommen ordnungsgemäß versperrt und sämtliche Fenster geschlossen gefunden hatte. Der Mörder mußte also wohl einen eigenen Torschlüssel besessen haben.

Frau Moser — obwohl sie die Möglichkeit der Täterschaft des jungen Eisler auf das lebhafteste bestritt —mußte zugeben, daß Felix Eisler einen Torschlüssel besaß. Da er öfter des Abends zu seiner Firmpatin kam — wenigstens war es bis vor kurzem so gewesen — hatte sie selbst ihm den Schlüssel machen lassen, um ihn nicht hinabbegleiten zu müssen, wenn er fortging.

Sehr eindringlich befragt, mußte die Moser auch zugeben, daß in der letzten Zeit das früher sehr herzliche Verhältnis zwischen Mutter Rabl und dem jungen Eisler aus irgend einem ihr unbekannten Grunde kühler geworden war. Aber der Mörder sei er deswegen doch gewiß nicht gewesen! Darauf wolle sie ruhig einen Eid ablegen!

Der Polizeikommissär lächelte überlegen. „Meine liebe Frau, man täuscht sich gar oft in den Menschen! Uebrigens wird es sich diesmal ja unzweifelhaft feststellen lassen. An der Waschschüssel sind blutige Fingerabdrücke, die soeben photographiert werden, und den jungen Eisler werden wir bald haben. Dann wird man ja sehen!"

Während all dieser Feststellungen war ein glattrasierter blonder Mensch anscheinend harmlos im Haus herumgeschlendert.

Er trug keinerlei Abzeichen und beteiligte sich nicht offiziell an der Untersuchung. Aber seinem scharfen, spürenden Blick war nichts entgangen.

Nur der Polizeikommissär wußte, daß der fremde Herr, der mit dem Untersuchungsrichter gekommen war, der berühmte Privatdetektiv Silas Hempel aus Wien war, der gegenwärtig bei seinem Jugendfreund Dr. Wasmut zu Besuch weilte.

Wenigstens hieß es so. Möglich auch, daß er in Verfolgung irgend einer Berufssache nach G. gekommen war, man wußte das bei Hempel nie genau.

Jedenfalls hatte Kommissär Erkinger ihn mit unbegrenzter Hochachtung begrüßt und seine Leute angewiesen, Herrn Hempel in jeder Hinsicht entgegenzukommen.

Man war so ziemlich fertig mit der Lokalaugenscheinaufnahme, und Silas Hempel stand anscheinend gelangweilt an einem der Fenster in Frau Mosers Stube, als Dr. Wasmut zu ihm trat.

„Es tut mir leid, lieber Silas, daß Du umsonst Deinen Kaffee kalt werden ließest. Hätte ich gewußt, daß es sich um einen gemeinen Raubmord handelt, würde ich Dich nicht animiert haben, mitzugehen. Aber so geht es in diesen Provinznestern: Nie ein interessanter Fall! Nie etwas Besonderes! Wenn ich denke, wie anders es in Wien war. . ."

„Woher weißt Du denn schon, daß der Fall nicht interessant ist?" unterbrach ihn Hempel lächelnd. „Mir scheint das noch gar nicht so ausgemacht!"

„Bah — es ist doch klar: Raubmord! Der junge Eisler wird Geld gebraucht haben, die Alte wollte es nicht geben — da schlägt er sie eben tot!"

„Nicht sehr einleuchtend, da sie ihn sehr gern gehabt und er ein bescheidener, dankbarer junger Mensch ohne nennenswerte Passionen sein soll! Auch spricht manches überhaupt gegen Raubmord. Es scheint ja nichts geraubt zu sein!"

„Ich wette, wir finden den Geldschrank im Laden leer! Der Ladenschlüssel ist nirgends zu finden."

„Wenn auch! Ein Raubmörder läßt nicht Brillantohrgehänge von großem Wert und goldene Uhrketten liegen!"

„Wenn er klug ist, ja! Denn sie verraten ihn zu leicht."

„Er kann sie vergraben und später die Steine einzeln, das Gold geschmolzen verkaufen. Uebrigens—"

Frau Moser trat herein und winkte dem Untersuchungsrichter.

„Der Herr Dr. Richter ist eben nach Hause gekommen. Wollen Sie ihn auch ausfragen?"

„Natürlich! Bitten Sie ihn sofort hierher!"

II.

„Dr. Ernst Richter, Privatgelehrter", wie auf der Visitkarte stand, die er dem Polizeikommissär vorlegte, war ein mittelgroßer Mann von etwa dreißig Jahren mit träumerischen, grauen Augen und einem buschigen, kohlschwarzen, sehr wohlgepflegten Schnurrbart.

Sein Auftreten war ruhig, offen und bescheiden.

Da er der einzige Mann im Hause war, als die Tat geschah, und der Mörder außerdem an seiner Tür vorüber mußte, legte Kommissär Erkinger besonderes Gewicht auf seine Aussage.

„Darf ich fragen, wie lange Sie hier im Hause wohnen, Herr Doktor?" begann der Kommissär nach Erledigung der nötigen Formalitäten.

„Gewiß! Ich zog am 15. April ein, wohne also genau einen Monat und zwei Tage hier."

„Kannten Sie Frau Rabl und ihren Schützling, den jungen Lehrer Eisler?"

Ein hochmütig ablehnender Zug erschien auf Dr. Richters Gesicht.

„Nein! Ich habe weder Zeit noch Interesse, mich um die anderen Leute im Hause zu bekümmern. Eben um in keiner Weise durch Mitparteien gestört zu werden, wählte ich diese kleine, mehr als bescheidene Wohnung, die ich nur morgens verlasse, um einen Spaziergang zu machen, während die Hausbesorgerin die Zimmer reinigt."

„Sie lebten früher in Wien?"

„Ja! Ich promovierte dort zum Doktor, und da ich mich nachher einer größeren wissenschaftlichen Arbeit widmete, deren Gedeihen der Trubel einer Großstadt nicht förderlich ist, übersiedelte ich nach Graz. Es ist mir sehr peinlich — ich muß sagen außerordentlich peinlich — jetzt durch so schreckliche Vorkommnisse aus meiner Ruhe gerissen zu werden. Hätte ich dies ahnen können. . ."

„Nun, man wird Sie ja nicht mehr belästigen, als unumgänglich notwendig ist, Herr Doktor. Was wir von Ihnen erfahren möchten, ist, ob Sie gestern abend nichts Verdächtiges im Hause bemerkt haben?"

„Nicht das Geringste. Ich arbeitete wie gewöhnlich bis zehn Uhr und legte mich dann zu Bett."

„Schliefen Sie bald ein?"

„Fast sofort! Ich litt einige Nächte hindurch an Schlaflosigkeit und ließ mir deshalb durch Frau Moser gestern Chloral holen. Die Wirkung des Mittels war vorzüglich."

„Und vorher? Hörten Sie kein Geräusch an der Haustür? Ihre Wohnung liegt ja dem Tor am nächsten!"

(Fortsetzung folgt).

Der Handkuß.

Skizze von Marie Kehlog.

Emil Helbling stand vor dem Toilettentisch und sah mit kritischem Blick auf sein Spiegelbild; nicht daß Herr Helbling eitel gewesen wäre, nein, darüber war der ernste Geschäftsmann hoch erhaben; die besondere Sorgfalt, mit der er seine schwarze Haarmähne in Ordnung brachte, hatte vielmehr einen sehr wichtigen Grund: Es war doch schließlich keine Kleinigkeit, als 38jähriger Mann seine 18jährige „zukünftige" Frau aus der Pension abzuholen! Volle sechs Jahre wartete Emil Helbling schon auf Frida Berner; damals, als er sich allen Ernstes sagte: „Die Fridel muß meine Frau werden," zählte das Mädchen 12 Jahre. Sie war die Freundin von Helblings jüngster Schwester Rose. Da hieß es also warten; und Emil Helbling wartete geduldig, bis Frida Berner die Kinderschuhe abstreifte und als reizender Backfisch in eine französische Pension geschickt wurde. Daß das runde, rosige Gesichtchen sich plötzlich dunkelrot färbte, als Herr Helbling ihr damals beim Abschied sagte: „In einem Jahr, Fräulein Frida, hole ich Sie heim!" daran dachte der Mann jetzt, als es ihm doch etwas beklommen zu Mute werden wollte wie er, neben der alten Frau Berner sitzend, im Eilzug der schönen Stadt Genf zufuhr, um seine „Braut" heimzuholen.

Als er im Empfangssalon der vornehmen Pension Durocher sich Frida Berner gegenüber sah, traute er seinen Augen kaum: aus dem runden, rosigen Backfisch war eine junge Dame geworden, die ihn, wenn auch in einiger Verwirrung, so doch mit vollendetem Anstand zum Willkomm beide Hände entgegenstreckte, nachdem sie ihre liebe alte Mutter mit ihrer Umarmung fast außer Atem gebracht hatte.

Frau Berner ließ die Beiden allein, um mit Fräulein Durocher alles für Fridas Abreise in Ordnung zu bringen. Nun schien es Helbling an der Zeit, sich Gewißheit zu verschaffen. Beide Hände des jungen Mädchens fassend, sah er sie mit seinen ernster gütigen Augen an, indem er sagte: „Fräulein Frida, es kann Ihnen nicht verborgen sein, weshalb ich mit Ihrer Mutter gekommen bin; ich habe auf Sie gewartet all die Jahre hindurch. Können Sie mich ein wenig lieb haben, Fridel?"

Als Fridel gar nichts erwiderte, deutete Helbling ihr Erröten zu seinen Gunsten, nahm ihren Kopf behutsam zwischen seine großen Hände und drückte den Verlobungskuß auf den roten, frischen Mund. Da kam Fridel die Sprache wieder, und sich schüchtern an den großen Mann schmiegend, sagte sie leise: „Ich habe Sie lieb, schon lange!" Glückstrahlend kamen Frau Berner und das Brautpaar am andern Tage wieder zu Hause an.

Da Fridel kaum 18 Jahre zählte beschloß man, die Verlobungsfeier ein halbes Jahr hinauszuschieben. Helbling stimmte zuerst bei; doch, als ein Monat vorüber war, fiel ihm ein, sie wollen nächsten Monat, da gerade Ostern sei, Verlobung feiern; sie können dann ja immer noch ein oder zwei Jahre bis zur Hochzeit warten! Als die Verlobungsfeier vorüber war, konnte Helbling nicht mehr recht einsehen, weshalb er noch so lange zu warten brauche; gewartet habe er nun eigentlich lange genug, und es sei nur billig, daß Fridel Anfangs Herbst seine Frau werde. So wurde die Hochzeit auf September festgesetzt.

Emil Helbling strahlte, als er mit seinem jungen Frauchen in der schönen, neuerbauten Villa am Zürichsee einzog. Er hatte sich für das erste Jahr ihrer Ehe jedweden Verwandtenbesuch verbeten, indem er erklärte, er wolle sich in diesem Jahr sein Fridel ganz allein erziehen, wie er sie haben wolle; dabei könne das „Dreinreden" von Drittpersonen nur nachteilig wirken.

Am Ende des Jahres konnte Emil Helbling mit dem Resultat seiner Erziehung zufrieden sein: Fridel war ein liebenswürdiges, fröhliches Hausfrauchen, um das ihn seine Freunde beneideten. Er selbst nannte sich im Stillen einen Glückspilz, daß er mit seinen nahezu 40 Jahren eine solche „Perle" sein eigen nennen konnte. Fridel war vollkommen glücklich; Helbling war ein rücksichtsvoller, zärtlicher Gatte; sie liebte und verehrte ihn als den besten und edelsten Menschen auf Gottes Erdboden.

„Doch des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil!"

Seit sechs Monaten hatte Emil Helbling in seinem Geschäft einen jungen, strebsamen Mann als ersten Buchhalter angestellt. Da Karl Petzold sich in hohem Maße das Vertrauen seines Vorgesetzten erworben hatte, lud Herr Helbling den jungen Angestellten oftmals zu einer Abendunterhaltung oder zum Sonntagnachmittags-Tee in sein Haus.

Seit einiger Zeit nun schien es Helbling, als ob der junge Mann der Hausfrau den Hof mache, und Frau Frida hinwieder lasse sich die ritterlichen Artigkeiten Karl Petzolds gerne gefallen.

Nachdem Helblings Eifersucht einmal geweckt war, wachte er mit Argusaugen über jeden Blick und jedes Lächeln seiner jungen Frau. Vierzehn Tage lang entdeckte er nichts Verdächtiges und schon wollte er, von einer bösen Last befreit, aufatmen, als er eines Abends unerwartet ins Wohnzimmer tretend, den jungen Mann vor seiner Frau stehen und ihre Hand an seine Lippen führen sah. Fridel, seine Frau, sah mit wohlwollendem Lächeln zu Karl Petzold auf.

Finstern Blickes und ohne ein Wort zu sagen, ging Helbling in sein Schlafzimmer, nachdem der junge Mann sich sofort nach seinem Eintreten verabschiedet hatte. Frau Frida folgte ihrem Gatten und konnte dessen Gebaren nicht begreifen: es war das erstemal, daß er ohne „Gutenachtkuß" sich zur Ruhe legte. Bald schlief sie ein und hörte nicht, wie ihr Mann sich ruh- und schlaflos in den Kissen hin- und herwälzte.

Es war eine schlimme Eifersucht, die Helbling nicht schlafen ließ. Sobald er die Augen schließen wollte, sah er sein Fridel in den Armen dieses Elenden, der es gewagt, den Frieden seines Hauses zu stören. Um seine Nerven zu beruhigen, zündete er eine Kerze an und sah auf seine ruhig schlafende Frau. Eine ganze Weile starrte er auf das junge schöne Gesicht. Wie sie so ruhig schlief, sah sie noch fast wie ein Kind aus. Wieder auf sein Lager zurückgleitend, kam es Helbling auf einmal vor, als ob er ein großes Unrecht begangen, indem er dies junge Wesen in seiner völligen Unkenntnis des Lebens an sich, den mehr als doppelt so alten Mann, gekettet habe. War es denn nicht natürlich, daß sie sich zu dem jungen Petzold hingezogen fühlte, ihn liebte, der im Alter auch eher zu ihr paßte? Und nun stand er, Helbling, zwischen ihr und ihm. Würde sich die zarte Frau nicht wundstoßen an diesen Hinderniissen? — Er war plötzlich überzeugt, daß Fridel, sein reines, gutes Frauchen, ihn niemals hintergehen würde. Vielleicht war es ihr selber noch unbewußt, daß sie Karl Petzold liebte! Mit dieser Erkenntnis kam ein großes Mitleid über ihn für das arme Wesen, das er um sein Lebensglück gebracht hatte. War es denn nicht seine Pflicht, ihr die Freiheit wieder zu geben; aber wie? Umsonst zermarterte er sich sein Gehirn; es gab nur einen Ausweg, damit sie frei, vollkommen frei ist: er mußte aus dem Leben scheiden! Sie würde ihn vielleicht beweinen; sie war ja so gut; aber wenn ein Jahr vorüber war, würde sie Karl Petzold die Hand reichen und ein vollkommenes Glück genießen.

Jemehr Helblings erregte Phantasie darüber nachdachte, umso bestimmter schien sein Weg ihm vorgezeichnet. — Weshalb zögerte er noch? Er war doch kein Feigling, der den Tod fürchtete. Gewiß, vielleicht war es nicht recht, seinem Leben willkürlich ein Ende zu machen; aber er hatte ja gar keine andere Wahl. Es war der einzige Ausweg, der seinem Frauchen die volle Freiheit geben konnte. Da Friedel eine gute Katholikin war, würde sie niemals in eine Scheidung willigen; davon war er überzeugt. Natürlich müßte alles austehen wie ein Unglücksfall, denn niemals durfte Frida ahnen, was ihn in den Tod getrieben.

Ihre Villa lag hart am See. Wenn er morgen, Sonntag, zum Vergnügen mit dem Boot eine Seefahrt machte, konnte man seinen jähen Tod nur einem Unglücksfall zuschreiben. Mit diesem Entschluß schlief Helbling endlich ein.

Das „Morgen" kam! Schon am Vormittag unternahm der unglückliche Mann die verhängnisvolle Fahrt. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb er das Schifflein weit hinaus in den See.

Er blickte um sich: weit und breit war nichts zu sehen; der Augenblick war gekommen, da er das kurze Glücksjahr mit seinem Leben bezahlen wollte. Ein Windstoß schien sein Unternehmen begünstigen zu wollen: Das Boot legte sich auf die Seite und Emil Helbling verschwand in der Flut. — Wie fernes Brausen tönte es an seine Ohren — dann war alles still. —

„Emil, Mil, lieber Mil, werde doch endlich wach!" Fridel stand am Bette ihres Mannes und suchte ihn vergeblich aus dem bleiernen Schlaf zu wecken. Als alles Rufen nichts half, beugte sie sich über den lieben Langschläfer, um ihm den Schlaf aus den Augen zu küssen. Das wirkte! Verwundert sah Emil Helbling um sich: „Ja, wo bin ich denn?" „Aber wo solltest Du denn sein, Männchen, als in Deinem Bett, und mußt nun schnell aufstehen; Du weißt doch, daß Du um 9 Uhr Rose vom Bahnhof abholen mußt."

Jetzt fiel ihm wieder ein: ja, heute kam seine Schwester Rose aus der Pension heim.

Aber der See, das Boot? —

Erleichtert atmete Helbling auf — er hatte also nur geträumt! Aber Karl Petzold? — Da verfinsterte sich sein Gesicht; der Handkuß, das war kein Traum! —

In diesem Augenblick kam sein Frauchen mit dem Morgenkaffee. „Lieber Mil," begann sie, „ich wollte Dich schon gestern Abend um etwas bitten; aber Du sahst so böse aus, daß ich mich nicht getraute. Ehe Du Rose abholst, muß ich Dir's aber doch noch sagen; ich habe es Karl Petzold versprochen: er will Dich heute um Roses Hand bitten! Da Du in letzter Zeit ihm weniger geneigt schienst, hat er mich so dringend gebeten, ein gutes Wort einzulegen, daß ich nicht umhin konnte, ihm dies zu versprechen. Nicht wahr, Du lässest die Beiden glücklich werden?"

Emil Helbling traute seinen Ohren nicht: „Rose? ja, woher kennt er denn Rose?"

„Ach, Petzold ist doch von Neuenburg und hat Deine Schwester bei seiner Tante, wo Rose oft verkehrte, kennen gelernt. Nun weiß er, daß sie heute kommt, und ist deshalb gestern Abend noch gekommen, um sich meiner Fürsprache zu vergewissern." Da zog Helbling seine Frau an sich und bat ihr im stillen alles ab, was er ihr in Gedanken jemals zur Last gelegt hatte. Dann tat er einen befreienden Atemzug, indem er sagte: „Die Rose, ja, er soll sie haben! Petzold ist ein vortrefflicher, junger Mann, und mein Schwesterchen wird bei ihm wohl geborgen sein!" „Du Guter! ich hab es gleich gesagt," rief Fridel strahlend, „daß Du den Beiden nicht vor ihrem Glück sein würdest!"

Emil Helbling hat seinem Frauchen den höfen Traum, in dem er sich um ihretwillen das Leben nahm, nie erzählt!

Das alte Numantia.

Die Ausgrabung der altberühmten keltiberischen Stadt.

Eine Großtat deutscher Wissenschaft auf spanischem Boden bedeutet die in acht Kampagnen von 1905 bis 1912 unternommene Ausgrabung der altberühmten keltiberischen Stadt Numantia und der 14 römischen Lager, die zu ihrer Belagerung und endlicher Vernichtung angelegt wurden. Der Tatkraft eines deutschen Gelehrten, Prof. Adolf Schulten, ist es zu danken, daß die von Scipio zerstörte Feste mit ihren merkwürdigen Altertümern wiedergefunden wurde und daß man durch die Aufdeckung der Lager einen wertvollen, ganz neuartigen Einblick in das altrömische Kriegswesen erhielt.

In einer umfangreichen Abhandlung berichtet der glückliche Entdecker von seinen Arbeiten und gibt zum ersten Mal eine abgeschlossene Darstellung der gewonnenen Resultate. Nach dem furchtbaren Strafgericht, das Scipio über die ein Jahrzehnt lang sich heldenmütig bis zum letzten Mann verteidigende Stadt gehalten hatte, war der Name Numantia vom Erdboden verschwunden; ihr Ruhm wurde erst wieder in der Renaissance lebendig, als man aus den alten Schriftstellern von dem heroischen Freiheitskampf der Keltiberer hörte. Man nahm schon damals an, daß die Stadt auf dem Hügel von Garray gelegen habe, aber Ausgrabungen, die das hätten beweisen können, wurden erst in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von dem Ingenieur Edoardo Saavedra unternommen, der jedoch nur Reste einer römischen Stadt, nicht einer älteren iberischen fand. So war dem Zweifel über die Lage von Numantia neue Nahrung gegeben, bis endlich Schulten die Lösung der heiß umstrittenen Frage brachte. Nachdem er zunächst in einer philosophischen Schrift die Bedeutung der Schilderung Appians erwiesen und gezeigt hatte, daß diese Beschreibung des alten Numantia auf Polybius, den Begleiter Scipios und Augenzeugen der Belagerung von Numantia, zurückging, begab er sich nach Spanien und begann auf eigene Faust am 12. August mit fünf Arbeitern die Grabungen auf dem Hügel von Garray. Schon nach wenigen Stunden zeigte sich, daß unter dem Niveau des alten römischen Provinzstädtchens, das unter Augustus entstanden war, in rotem von verbrannten Lehmziegeln herrührenden Schutt Stücke von gemalten iberischen Gefäßen zum Vorschein kamen.

Nun war kein Zweifel mehr möglich: die alte Ibererstadt Numantia war gefunden. Ueberall kam der rote Schutt der durch heftiges Feuer zerstörten und roigebrannten Lehmziegelwände zum Vorschein. Der Fund erregte das höchste Aufsehen in Spanien, nicht nur bei der Regierung, sondern auch beim Volke; man verlangte die Fortführungen der Grabungen durch Spanien, und ein Blatt leistete sich den schönen Satz, die Wellen des Duero müßten sich schwarz färben ob der Schmach, daß fremde Hände die Asche der Numantiner berührten. Die spanische Regierung aber hob die einmal gegebene Erlaubnis nicht auf, und so gelang es Schulten, ein Bild der ganzen Stadt zu gewinnen. Die Altstadt von Numantia lag auf einem kleinen nur 7 Hektar großen Plateau des Hügels und war von einer breiten Mauer umgeben; die jüngere Unterstadt erstreckte sich auf Terrassen den Berg hinab. Diese kunstvoll erbaute Ansiedlung war eine Lehmziegelstadt. Die Häuser sind 11 bis 12 Meter lang und haben nur drei Räume, einen unterkellerten Vorratsraum nach vorn, in der Mitte den Herd-, hinten den Schlafraum. Der Kellerraum diente zugleich als Winterwohnung und Spinnstube der Weiber. Der Hausrat war sehr primitiv. In erstaunlicher Menge sind tönerne Gefäße mit reicher Ornamentik vorhanden. Die Keltiberer besaßen eine mannigfaltige, ursprünglich von griechischen Mustern abhängige, dann aber selbständig weiter entwickelte Töpferindustrie.

Unter der iberischen Stadt wurden zwei prähistorische Ansiedlungen gefunden, die von den Liguren und Kelten angelegt sein mögen. In drei weiteren Kampagnen von 1906 bis 1908 entdeckte nun der Forscher die sieben Lager Scipios, die Topographie einer der berühmten Stätten des Alteriums und ein Stück altrömischer Geschichte war wiedergewonnen. Während man bisher nur Lager aus der Kaiserzeit besaß, waren hier solche aus dem Jahre 133 v. Chr. gefunden und damit die Geschichte des römischen Lagers um 200 Jahre nach rückwärts erweitert. Das Hauptquartier des Scipio, die mächtigen Uferkastelle und die breiten mit Türmen und Geschützen besetzten Lagermauern lassen eine imponierende gewaltige Anlage erkennen; außerdem wurden zahlreiche Reliquien des römischen Heeres, Exemplare der berühmten Wurfwaffe der Legionen, des Pilum, kunstreich verzierte Waffengurte usw. gefunden und Unmassen der damaligen Keramik, die ein ganz neues Kapitel der römischen Gefäßkunde eröffnen.

In Berlin ist es Männern, die im Automobil fahren, verboten, zu rauchen, weil dadurch angeblich manche Unglücksfälle herbeigeführt sind.

Der französische Nationalkonvent unterstützte eine Industrie zur Verarbeitung der Haut Guillotinierter zu Leder mit 45,000 Francs.

In der Wärmetheorie rechnet man stets mit absoluten Temperaturen, d. h. nicht von 0 Grad, sondern von — 273 Grad aus.

Das älteste, in Betrieb befindliche Unterseekabel in Nordamerika ist das über die Northumberland-Meerenge führende. Es wurde im Jahre 1853 geleg

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9443.

Mädchenkleid mit Leibchen.

Blauer Galatea, mit blau und weiß gestreiftem Besatz wurde für dieses hübsche Dessin gebraucht. Brauner Cashmere mit Litzen, oder blauer Corduroy mit weißem Broadcloth würden sich ebenfalls sehr effektvoll ausnehmen. Das Muster ist in 4 Größen geschnitten: 6, 8, 10, 12 Jahre. Es benötigt 3¼ Yards 36zöll. Stoff für die 10jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Nummer werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

PATIERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. .....

..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 38

(Jahre .... bei Kinderjachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....